

Jakob Philipp Fallmerayer

Der Entdecker der byzantinischen Orthodoxie

Von Curt Hohoff

Am 8. Juli 1840 reiste Fallmerayer von Regensburg ab und erreichte, viermal das Schiff wechselnd, am 10. August die Reede von Trapezunt an der Südküste des Schwarzen Meers. Er fuhr über Wien, Budapest, Belgrad nach Drenkowa, wo das Glück der frühen Dampfschiffahrt und das luxuriöse Leben an Bord des eleganten Schiffes vorerst ein Ende hatte. Die Passagiere wurden mit ihrem Gepäck auf ein von acht Matrosen gerudertes Boot gesetzt und über die Stromschnellen der Donau und verdeckte Felsenriffe in der Gluthitze des Tages, bei reißender Strömung des Flusses, nach Orsova gebracht. Die Fahrt dauerte fünf Stunden und war um so unerträglicher, je schöner die Landschaft war, durch welche der wilde Fluß sich bis zum Eisernen Tor »hinunter wälzt«. Dort blieb man über Nacht und bereitete am folgenden Tag alles vor zum Übertritt aus den Staaten der K.K.-Monarchie in das Osmanische Reich. Bevor die Reisenden ihr Schiff erreichten, mußten sie noch einmal zwei Stunden mit dem Ruderschiff fahren und bestiegen am walachischen Ufer Serbiens, bei Tschernez, ein Dampfschiff und fuhren in 36 Stunden bis Braila, wobei das Schiff nachts vor Anker ging. Von Galatz ging es nach dreieinhalb Tagen weiter mit dem »Fernando Primo«. Die orientalischen Passagiere schliefen auf Deck, während drei Europäer die geräumige Kajüte des Schiffes für sich hatten. Am 1. August, drei Uhr nachmittags erreichten sie die Mündung der Donau ins Schwarze Meer. 24 Stunden später war man in Warna, und am Tag darauf ankerte das Schiff im Goldenen Horn vor Konstantinopel. Die gesamte Fahrzeit, ohne Pausen und Nächte, von Regensburg bis Konstantinopel, hatte 196 Stunden gedauert. Nach kurzem Aufenthalt in Konstantinopel begann der letzte Teil der Reise mit dem Dampfschiff »Stambuk« entlang der Küste des Schwarzen Meeres bis Trabisonda/Trapezunt. Die Stadt wäre in Europa nicht einmal dem Namen nach bekannt gewesen, wenn nicht Fallmerayer 13 Jahre vorher, nach literarischen Quellen eine Geschichte des Kaiserreichs Trapezunt geschrieben hätte.

Jakob Philipp Fallmerayer ist neben Johannes von Müller, Ranke und Gregorovius, den er zu der berühmten Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter angeregt hat, einer der großen Geschichtsschreiber des neunzehnten Jahrhunderts und als Künstler und Stilist der bedeutendste von allen, Mommsen inbegriffen. Als Lateinlehrer an den Gymnasien Augsburg und Landshut hatte er sich aufgrund einer Preisfrage der Kopenhagener Akademie der Wissenschaften entschlossen, eine historische Arbeit über das Kaisertum Trapezunt zu schreiben. Trapezous, wie es griechisch hieß, war eine hellenische Gründung aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. Im byzantinischen Reich war es der Sitz eines Metropoliten. 1204 errichtete ein Prinz aus dem Haus der Komnenen einen eigenen Staat, und seine Nachfolger nahmen den Kaisertitel an. In den Stürmen des Untergangs des oströmischen Reichs konnte sich dies letzte christliche Reich des Orients halten, bis es in heldenmütigem Kampf gegen den Sultan unterging und türkische Provinz wurde – bis auf den heutigen Tag.

Fallmerayer bekam für seine Arbeit die Goldmedaille der Kopenhagener Akademie. Seine Urteilskraft wurde ebenso gerühmt wie der Stil der Darstellung. Aus dieser (ungedruckten) Schrift ist nach weiteren Studien in München, Wien und Venedig und mit Hilfe aus Paris übersandter Materialien die »Geschichte des Kaisertums Trapezunt« entstanden, und diese machte ihren Verfasser nach dem Erscheinen, 1827, schlagartig berühmt. In München wurde ihm eine historische Professur angeboten, die er freilich nie antreten konnte.

Jetzt also sollte Fallmerayer Stadt und Land des nie gesehenen Kaisertums kennenlernen: »Trabisonda!« rief es im Morgengrauen des 10. August vom Verdeck der prachtvollen »Stambul«. Ich sprang vom Lager, eilte hinaus und sah endlich vor mir die langersehnte Komnenenstadt mit ihrem Namen voll Schmerz und Melancholie. Der Flug des Kieles, das ungewisse Tageslicht, das anscheinend verworren und planlos über Schluchten und Klippen ausgegossene Häusermeer mit seinen aus Baumdickicht hie und da herausblickenden grauen Zinnen gaben noch kein klares Bild; es lag vielmehr beim ersten Anblick etwas Geisterhaftes und melancholisch Unheimliches über dem halb im Morgenschlaf begrabenen schweigsamen Trapezunt.« Dann folgt eine Art Bestandsaufnahme: »Zur Zeit der Komnenen und des großen abendländischen Handelsverkehrs herrschte bei den Trapezuntiern zwar derselbe Stil und wurde seitdem weder in der Richtung noch in dem Maße der Gassen etwas geändert, aber die Häuser erhoben sich damals luftig und mit Pracht zwei oder drei Stockwerke über das Erdgeschoß. Heute sieht man weder in der Zitadelle noch in der baumreichen Außenstadt Bauten von mehr als *einem* Stockwerk; häufig sind es gar nur Erdgeschosse, so daß in mancher Straße nichts als braune Ziegeldächer und rauchlose Schornsteine aus Schieferplatten – denn im Griechen- und Armenierviertel kochen sie wenig –, hier und da auch ein stumpfes weitmündiges Byzantinertürmchen ohne Glocken, überall aber Baumwipfel, wiegende Zypressen, Feigenlaub, Efeu und Weinranken über das Gemäuer ragen. Aber die Stadt selbst und das Wechselvolle ihrer Steilabhänge, ihrer felsigen Vorsprünge, ihrer Talrisse und terrassig ansteigenden Ebenen, ihre Schatten und die erquickend vom Pontus herauswehenden Lüfte lassen den Gedanken an die melancholische Einförmigkeit der trapezuntischen Architektur nicht lebendig werden.«

Die Stadt ist von ihrem alten Glanz herabgesunken. In ihr wohnt eine verarmte Bevölkerung. Als Gegensatz zu ihrer kümmerlichen Zivilisation werden die üppige Vegetation, die angenehme Lage der Stadt und das herrliche Klima über dem Meer hervorgehoben. Aber diese Annehmlichkeiten können den Betrachter über das Elend der Bewohner und vor allem der geduldeten Christen nicht hinwegtäuschen. Schon hier, in seinem Jugendwerk, tauchen Fallmerayers immer wieder thesenartig komprimierten, von der französischen Aufklärung übernommenen historischen »Gesetze« auf: Untergang des Volkes durch Entartung der herrschenden Klassen, als Folge dieses Niedergangs der Übergang der Herrschaft an die Kirche, ohne daß der Klerus aber imstande sei, das Volk wiederaufzurichten – im Gegenteil: »Priesterherrschaft« besiegelt den Untergang. Die historischen Beispiele dafür seien das Schicksal des oströmischen Reichs, die griechische Orthodoxie und der prophezeite Verlust dieser Welt an die Russen als Weltmacht der Zukunft und Erben Konstantinopels.

Fallmerayer war Kind armer Bergbauern, 1790 in Tschötsch bei Brixen geboren. Er besuchte die Volksschule und die Domschule der Jesuiten, wo alte Sprachen,

Mathematik, Philosophie und Religion gelehrt wurden. Er wollte Theologe werden, mußte jedoch, weil die Bayern das Brixener Seminar aufgehoben hatten, nach Salzburg gehen. Nach zwei Jahren bekam er glänzende Zeugnisse und wollte nach Kremsmünster, um in den Orden des hl. Benedikt einzutreten. Aber der Kriegszustand zwischen Österreich und Bayern verhinderte es. So ging er mit einem bayerischen Stipendium nach Landshut, wo er Bayle und Voltaire las und sich innerlich von der Kirche löste. Von der Geschichte kam er zur Philologie. Das Studium des Hebräischen brachte ihn auf die orientalischen Sprachen, das Lateinische auf die spanische und italienische Sprache – und er lernte sie spielend.

Die Aufklärung hatte Fallmerayer so fasziniert, daß er von Sailers mildem Christentum in Landshut nicht mehr erreicht werden konnte. Die Vernunft war ihm Regel des Seins: Den höchsten Vorzug der Schöpfung bildete ihre Gerechtigkeit. 1813 wurde Fallmerayer aus Abenteuerlust Soldat und lernte in Frankreich als Offizier feinen Ton und höfliches Benehmen. Nach dem Kriege lag er in Lindau in Garnison, studierte neugriechische, türkische und persische Sprachen und las die griechischen und römischen Klassiker –: ein gebildeter Soldat! In diesen Jahren wurde er zum »Realisten«, der Land und Leute beobachtete. Die militärische Atmosphäre schärfte seinen Blick für Machtmittel und Kriegswesen. Wie seine Zeit war er überzeugt, daß Männer die Geschichte machten, und er scheint an eine militärische Laufbahn gedacht zu haben. In einem Brief an Freunde gab er als berufliches Ziel an, »Marschall zu werden«. Bald darauf machte jedoch ein Reitunfall diesen Absichten ein Ende. Fallmerayer wurde Gymnasiallehrer.

Gleich nach Erscheinen der Geschichte Trapezunts machte er sich an eine weitere Arbeit, mit welcher er historisch unbekanntes Boden betrat. Es war die »Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters«. Morea ist der mittelalterliche Name für die Peloponnes. Das Werk sollte ungeahnte Verwicklungen für ihn mit sich bringen. Fallmerayer hatte nicht nur besonderes Interesse für Armeen, Festungswesen, militärische Taktik und Versorgung, sondern auch Erkenntnisse, die damals kaum bekannt waren, nämlich die geopolitischen Bedingungen für das politische und militärische Handeln, die strategisch entscheidende Erkenntnis von der Tiefe des Raums, der gesicherten Verbindungswege über Land und Meer und die Wichtigkeit offener Seewege. Er beschreibt die Bedeutung Moreas im Mittelalter: »Denn es war damals noch das Heldenalter des Christentums, Europa mit Asien im Kampf, um zu entscheiden, ob das Evangelium oder der Koran die Welt beherrschen soll. Die Küsten Griechenlands waren das Schlachtfeld, das Mittelmeer der Pfad, auf welchem die feindlichen Heere zur Schlacht heranzogen. Morea aber, eine große volkreiche und glückliche Insel, lag wie ein von der Natur mitten auf der Völkerstraße zwischen den streitenden Parteien aufgetürmtes meerbeherrschendes Bollwerk und schien demjenigen Teil den Sieg zu sichern, welchem es früher gelingen würde, sich desselben zu bemächtigen. Daher das Drängen aus Abend- und Morgenland gegen die peloponnesischen Küsten.«

Der erste Teil der »Geschichte der Halbinsel Morea« ist 1830, der zweite 1836 erschienen. Fallmerayer behauptete, die heutigen Griechen seien keine Nachkommen der alten Hellenen, sondern eingewanderte Slawen. Den Nachweis führte er mit Hilfe von Ortsnamen und Volkskunde. Die deutschen Philhellenen in München, unter Führung von Thiersch und begeistert gefördert von König Ludwig, waren empört, die

Neugriechen von Athen waren beleidigt. Der Streit tobt bis heute. Zweifellos hatte Fallmerayer Recht mit seiner Behauptung, die Bewohner des modernen Griechenland seien vom 6. bis zum 15. Jahrhundert immer stärker slawisiert worden, und zwar ethnisch und sprachlich. Erst durch die christliche Mission der ehemals osmanischen Gebiete und die Rückwanderung byzantinischer Griechen aus Kleinasien sei Griechenland sprachlich wieder gräzisiert worden. Für Fallmerayer steht fest, daß die modernen Griechen Abkömmlinge junger Barbarenvölker und nicht des Theseus und Themistokles sind: »Das hellenische Volk, welches von der Vorzeit des trojanischen Krieges bis ins 6. Jahrhundert n. Chr. den Peloponnes und das nordwärts gelegene feste Land von Hellas bewohnte, ist heute nicht mehr zu finden; es ist durch unglückliche Begebenheiten aller Art zugrundegegangen oder auch bis auf völlig unbedeutende Reste geschmolzen und mit Fremdlingen so vermischt, daß sein ursprünglicher Charakter gänzlich ausgelöscht und . . . selbst die letzten Spuren des althellenischen Lebens in der allgemeinen Umgestaltung weggetilgt wurden.«

Fallmerayer meinte, jene slawischen Einwanderer seien Russen gewesen. Tatsächlich waren es Bulgaren und Albaner. Der albanische Einfluß war Fallmerayer auf der ersten Reise nach Attika und Athen aufgegangen. Er hatte sein Buchwissen durch Anschauung bestätigt und erweitert. Zugleich erkannte er die politische Brisanz seiner These und wurde vorsichtig.

Im Jahre 1831 unternahm Fallmerayer als Begleiter des russischen Generals Ostermann-Tolstoi eine Orientreise. Der General war ein alter Haudegen, ein Weltmann mit seltsamen Launen und Gegner des Zaren Nikolai. Die Geschichte von Trapezunt hatte ihm so gut gefallen, daß er den Autor einlud, und so reiste Fallmerayer mit ihm von Triest nach Alexandria und Kairo, den Nil hinauf bis zu den Katarakten, dann nach Palästina und Syrien, nach Zypern, Rhodos, Konstantinopel und durch die Ägäis zum Peloponnes. Von dort wanderte Fallmerayer zu Fuß allein nach Athen und durchstreifte Griechenland bis zu den Thermopylen. Auch eine Reihe von Inseln besuchte er. Nach drei Jahren kehrte er nach München zurück. Er hatte tiefe Einblicke in das Wesen und die Verwaltung des osmanischen Reiches bekommen, hatte in Ägypten arabisch gelernt, in Kleinasien türkisch und war in Griechenland und auf dem Peloponnes dem albanischen und mittelalterlich-fränkischen Einfluß nachgegangen. Die Reise zeigte ihm die Größe und Bedeutung des osmanischen Reiches auf dem Boden des antiken Ostrom.

Die überall spürbare Abneigung Fallmerayers gegen Rußland, gegen Moskau, das »dritte Rom« als Erben der Osmanen, dürfte auf Ostermanns Einfluß zurückgehen. Ostermann empfand sich als Grandseigneur der Zeit Alexanders II. und beklagte den Untergang der Freiheit unter Nikolai I. Auch das Bild von den Russen als Volk der Zukunft, das Europa versklaven wird, stammt von Ostermann. Die Freundschaft dauerte viele Jahre; mehrfach hat Fallmerayer den General in Genf besucht, wo dieser ein großes Haus führte. 1839 planten sie eine Reise nach Rußland. Fallmerayer lernte die russische Sprache und studierte Karamsins »Geschichte des russisches Reiches«.

Die Reise scheiterte, weil Fallmerayer 1840 zu seiner Donaufahrt in den Orient aufbrach. Sie führte ihn nach Kolchis, Konstantinopel, auf den Berg Athos und nach Athen. Aus dieser Zeit stammen die »Fragmente aus dem Orient«, sein Meisterwerk, 1845 in zwei Bänden. Die meisten Aufsätze des Werkes waren vorher als Feuilletons in der »Augsburger Allgemeinen Zeitung« erschienen. Eine befriedigende, alle Texte

umfassende Ausgabe existiert nicht, auch nicht in den »Gesammelten Werken« von 1861, die Fallmerayer selbst noch ausgewählt und überprüft hat.¹

Seit dem ersten Band des Morea-Werks mit der aufreizenden Slawentheorie war Fallmerayer ununterbrochen in wissenschaftliche und politische Streitereien verwickelt. Sie nötigten ihn zu raschen Erwidern. Der Kampf vollzog sich in Zeitungen und Zeitschriften, und so wurde Fallmerayer, halb wider Willen, Journalist, um schließlich im Journalismus, ähnlich wie Heinrich Heine, eine unerwartet wirksame Möglichkeit zu entdecken, das Publikum aufzuklären, zu unterhalten, zu belehren und für seine Ansichten und seine Person zu gewinnen: Diese Tätigkeit war sein Ersatz für die aus politischen Gründen versagte akademische Laufbahn im philhellenischen München oder die gleichfalls angestrebte diplomatische in Wien.

In den Essays hat Fallmerayer sich selbst entdeckt. Hier fand er jene Ruhe, die er als Gelehrter, als Reisender, als Akademiker und als Diplomat nicht hätte finden können. Als freier Schriftsteller kam er zur Geltung: Für keinen unserer großen Prosa-Schriftsteller gilt der Satz, daß Geschichtsschreibung keine Wissenschaft, sondern eine Kunst sei, so sehr wie für Fallmerayer. Als Autor erkannte und entwickelte er die Gesetze des geschichtlichen Lebens aus religiösen und politischen Kräften. Der gespannte Stil spiegelt die Vereinigung disparater Elemente zu einem Weltbild. Fallmerayers erster Beitrag für die »Augsburger Allgemeine Zeitung« erschien im November 1835 und trug die Überschrift: »Ob König Otto I. über Hellenen oder Slawen regiere?« Aber erst im Mai 1839 begann die regelmäßige Mitarbeit an der Zeitung. Früher hatte Fallmerayer Reisebücher anderer Autoren in den »Gelehrten Anzeigen«, gelegentlich auch in den »Heidelberger Jahrbüchern« besprochen, etwa Prokesch von Ostens »Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient« und Hammer-Purgstalls »Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret«. Die meisten von Fallmerayer besprochenen Bücher hatten englische und französische Reisende geschrieben.

Im Mai 1839 erschienen die ersten Berichte über eigene Reisen. Sie behandelten Ägypten und die Lage der arabischen Fellachen. Im September 1840 erschien eine Folge über die Reise nach Trapezunt, die er in der Buchausgabe mit dem Titel »Wasserfahrt von Regensburg nach Trapezunt« zusammenfaßte – unter anderem angeregt von Seumes »Spaziergang nach Syrakus«. Fallmerayer beklagte sich über redaktionelle Kürzungen seiner Zeitungsberichte. Erst in den »Gesammelten Werken« wurden die Fragmente unter Überschriften wie »Byzantinische Korrespondenz« oder »Anatolische Reisebilder« angeordnet und erweitert. Manche wurden fortgelassen; sie sind zum Teil 1913 in den »Schriften« wieder gedruckt worden.

Was Fallmerayer über seine Vorläufer erhebt, fand er bei Edward Gibbon, die Verbindung eines originellen Gedankens mit einer Fülle von Kenntnissen. Die Bayerische Staatsbibliothek bewahrt Fallmerayers Studienhefte und Exzerpte auf. Es sind Abschriften von Quellen in lateinischer, griechischer, türkischer, italienischer und spanischer Sprache; sie enthalten eigene Übersetzungen aus dem Türkischen oder Arabischen in die lateinische oder deutsche Sprache. Er gibt lateinische Umschriften

¹ Die »Schriften und Tagebücher« von 1913 enthalten Auszüge und bis dahin unveröffentlichte Fragmente – eine vollständige Ausgabe der Werke des großen Geschichtsschreibers gibt es nicht.

türkischer Wörter und legte ein Wörterbuch an. Die Vorarbeiten zum Morea-Werk enthalten Erklärungen zu slawischen Ortsnamen, Auszüge aus byzantinischen und französischen Quellen; hier finden sich die ersten Spuren seiner Beschäftigung mit der albanischen Sprache.

Zu den berühmten, bis heute immer wieder gelesenen und von vielen Späteren nachgeahmten Partien gehören die Fragmente über den heiligen Berg Athos. Fallmerayer hat die Mönchsrepubliken mit einem Gemisch von Schauer und Faszination betreten, voll Bewunderung für die Mönche und zugleich mit Widerwillen gegen die »stumpfe Derbheit eremitischer Athleten« und ihre Zucht. Hier stieß er, innerhalb der Orthodoxie, auf die gleichen Elemente, die ihn an der Kirche des Westens empörten; zugleich mußte er sehen und zugeben, daß die Orthodoxie das haltbarste Gerüst des korrupten Staatswesens der Byzantiner – und ihrer türkischen Erben – war. Wir wundern uns nicht, daß er sich hier seiner Jugend auf Klosterschulen und in kirchlichen Seminaren erinnerte und mit dem Gedanken spielte, auf dem Athos Ruhe zu finden.

Der Text wird von Betrachtungen unterbrochen, in denen Fallmerayer mit sich selber zu reden scheint: »Man beginnt ja nicht mit prachtvollen Abteien, mit Kirchenschmuck und kaiserlichem Arsenal. Alles menschliche Institut geht von unscheinbaren und ärmlichen Versuchen aus. Melancholische Sehnsucht nach Einsamkeit ist unserm Gemüt eingeboren. Das Christentum schlug zuerst diese Saite an und schuf die Menschen der Seelentrauer und des unstillbaren Verlangens. Nur wenn er ganz allein und auch noch vor sich selbst geflohen ist, gewinnt der Mensch die Ruhe. Geduld gibt noch keine Freiheit, und despotischem Druck weltlicher Verhältnisse kann man nur durch Flucht entinnen.«

Schwermütige Anwandlungen und Wandlungen haben den »Fragmentisten«, wie er sich, berühmt geworden, später selbst zu nennen liebte, ständig befallen. Eine besondere Rolle spielte die Einsamkeit, an der er auch da litt, wo er sie suchte und wo er sich ihr freiwillig aussetzte wie in Kolchis und auf dem Athos. Sie gehört nicht weniger zu Fallmerayers Wesen als seine Sucht nach öffentlicher Geltung und politischer Wirksamkeit. Das sind die Spannungen, aus denen er lebte, und sie lösen sich nur, *wenn* er schreibt, *wie* er schreibt: Erst als Schriftsteller kommt der zerrissene Mensch Fallmerayer zu seinem wahren und besseren Selbst. In der Schriftstellerei treten die Widersprüche zu einem Mosaik von unerhörter Farbenpracht zusammen. Da kümmert ihn plötzlich nicht mehr der Wille nach Geltung und Wirkung; da widerspricht er hartnäckig mit immer gleichen Argumenten, mit großer Geduld und gesegnet mit politischem Sachverstand, in Dingen des balkanischen Orients Ministern, Diplomaten, Königen, Orientalisten, Professoren und Zeitungsschreibern. Er spricht wie jemand – darin Goethe ebenso ähnlich wie Mommsen –, der fest überzeugt ist, die Lösung der Rätsel gefunden zu haben.

Daher kommen der feste und bestimmte Stil, die rhetorische Herablassung und überlegene Zurechtweisung: »Das Volk huldigt indessen«, schreibt er 1847 aus Bujukdere über die Probleme des neugriechischen Staatslebens, »Otto I. nicht etwa seines Namens und seiner erlauchten Herkunft wegen; es huldigt, ehrt und liebt, weil es in ihm den *König*, das ist der Schlußstein der öffentlichen Ordnung und die einzige Garantie für Sicherheit der Person, des Eigentums und der Zukunft sieht. Von abergläubischer Verehrung und nordisch-gemüthlicher Schwärmerei für die Fürsten, wodurch das Regieren anderswo so ungemein erleichtert wird, wissen die südlichen

Völker nichts. Nur die Stärke erzeugt hier Respekt, und Gehorsam wird nur gegen überwiegenden Vorteil eingetauscht.«

Griechenland wird politisch betrachtet; es ist »Orient«, weil die Slawen den Platz der Byzantiner eingenommen haben; bald werden die Russen Konstantinopel besitzen und sultanische Schrecken über Europa verbreiten. Unter den Historikern des neunzehnten Jahrhunderts ist Fallmerayer neben Mommsen der einzige politische Kopf. Daher seine Verachtung für den vornehm tuenden Schulmeister Ranke oder für Dahlmann, der glaubte, das Volk würde schon besser, wenn es eine Verfassung bekäme. Die politische Einstellung erklärt manche seiner Animositäten.

Da Fallmerayer die norddeutsch-klassische Bildung und die kantisch-hegelische Philosophie ablehnte, weil sie wirklichkeitsfremd und fern der Politik seien, kann man fragen, woher sein Realismus kommt. Der Blick für gesellschaftlich-politische Verhältnisse war ihm als Tiroler angeboren, durch die Herkunft aus dem einfachen Volk geschärft und durch den Aufstieg als Einzelgänger zum Problem geworden. Als Soldat in Krieg und Frieden hatte er Karriere gemacht und stand der bürgerlich-gelehrten Welt und ihren betulichen Sitten um so zynischer gegenüber, als er ihrer Weltfremdheit mit größerem Wissen und aufgeklärter Haltung gegenübertrat. Es gibt jedoch tiefere Wurzeln. Seine Bildung war in einem anderen Sinne als die des Neuhumanismus antik. Er war mit lateinischen und griechischen Klassikern großgeworden und las bis ins Alter Xenophon und Tacitus. Mit Tacitus verbindet ihn das moralische Pathos, mit Xenophon der Zug zur geistreichen Unterhaltung. Xenophons Marsch der Zehntausend mußte ihn fesseln, weil hier zum ersten Mal Armenien, das anatolische Hochland, Kolchis und das Pontische Gebirge beschrieben worden waren.

Beide Autoren schildern historische Vorgänge und meiden naturalistische Aussagen. Sie benützen leuchtende und grelle Farben, sind aber darauf bedacht, daß diese Farben nie aus dem Rahmen des literarisch-kunstvollen Stils fallen. Ähnliches möchte Fallmerayer. Er achtet auf Rhythmus und Melodie des Satzes. Überall suggeriert er eine monumental-endgültige Anschauung, verschmäht Erklärungen und benützt urteilende Beiwörter (»nordisch-gemütliche Schwärmerei für die Fürsten«): Der zitierte Abschnitt sollte keine Verteidigung der Monarchie sein, sondern das Verhältnis südlicher Völker zur Politik, als Praxis der Macht, erklären: »Gehorsam wird nur gegen überwiegenden Vorteil ausgetauscht.«

Und doch trennt Fallmerayers Stil eine Welt von der antiken und neuhumanistischen Klassik. Die Mischung idyllischer und spöttischer, schildernder und belehrender, stimmungsmäßiger und politischer Elemente ist modern, fast schon pathetischerregt wie bei Nietzsche. Es ist ein Stil nervöser Facettierung. Die Garantie der Wahrheit liegt nicht in der Sache, sondern in der Person, die so spricht und so schreibt. Fallmerayers Ideen, angefangen von der Slawentheorie und endend mit der für ihn vollkommen paradoxen Ansicht von der Einheit politischer Gewalt und religiösen Glaubens, werden bei aller Eigenwilligkeit gedeckt durch seine Genialität: »Der Versuch, ohne Beistand der religiösen Idee Herrschaft auszuüben und ein bloß irdisches Regiment über die Völker aufzustellen, ohne alle Schonung der Seelen- und Gewissensruhe, ohne Rücksicht für das Höhere und Ewige im Menschen, Taschen und Kunstfleiß der Nationen mechanisch auszubeuten, hat überall ein gleich klägliches Ende gefunden.«

In einem Aufsatz über die weltgeschichtliche Bedeutung der östlichen Monarchie

nimmt seine Einsicht apokalyptische Formen an: »Die Fugen des Weltgebäudes gehen auseinander, wehret der Flut, von allen Seiten dringt die Doppelbrandung ein, die Kirchengeißel, der hungernde Demos und der byzantinische Koloß! Jeden Tag wird es in Europa schwerer, König und Dynast zu sein.« Fallmerayers Warnung vor dem Übergewicht des neuen Byzanz (Moskau) galt Europa. Seine Gesichtspunkte waren aber zu weit, sein Blick war zu tief, sein Weltbild zu bitter: Man hielt sich die Ohren zu wie damals in München, als König Ludwig I. Fallmerayer beim Vortrag seiner Slawentheorie ins Wort gefallen war. Im dritten Teil der Geschichte von Trapezunt hatte Fallmerayer »Bemerkungen über Landes-Beschaffenheit, Bewohner, Kultur und kirchliche Verhältnisse des trapezuntischen Reichs« gemacht. Hier finden sich die Gesetze der Korrespondenz nationalen Verfalls mit der Macht der Kirche. Das Unglück habe darin bestanden, daß »ganz Griechenland ein weites Mönchskloster war«. Unmittelbar neben dieser Feststellung findet sich das Lebensgesetz Ost-Roms: Daß die Kirche bestimmt sei, den Staat zu erhalten. Der aufgeklärte Grundsatz vom Trug der Religion steht in Widerspruch zur historischen Erfahrung des Ostens.

Seit der Geschichte des Kaiserreichs Trapezunt hat Fallmerayer die Orientalistik und Byzantinistik auf eine neue Basis gestellt. Was Montesquieu oder Voltaire über Persien oder die Türkei geschrieben hatten, war die Ausnützung der Tausendundeine-nacht-Atmosphäre für die Artikulierung einer nicht vom Christentum berührten Gegenwelt. Karl Benedikt Hase, der deutsche Professor für griechische Paläographie an der *Ecole des langues orientales* in Paris, hatte Fallmerayer mit Büchern über Trapezunt versorgt. Hammer-Purgstalls »Fundgruben des Orients« (1810-1819), die Monographie über die persische und arabische Literatur und die zehnbändige Geschichte des osmanischen Reiches haben Fallmerayer bis an sein Ende angeregt und beschäftigt. Seine Geschichtsauffassung, betrachtet man ihr Gerüst, ist naiv moralisch: Der Niedergang der Völker ist die Strafe für Schwäche und Verderbnis. Je schneller es abwärts geht, desto öfter wechseln die Herrscher. Für das Mittelalter als feudal-aristokratische Welt hat Fallmerayer kein Organ. Das Ziel der geschichtlichen Entwicklung liegt in der politischen und geistigen Freiheit des Einzelnen. Daß Völker für religiöse Ideen kämpfen und sich von den Realitäten abwenden, ist für ihn das Ergebnis pfäffischer Machenschaften. Darin denkt er wie Voltaire; sein Tadel für Rousseau, die Menschheit solle zurück zur Natur, nimmt Voltaireschen Spott auf: Der Mensch solle doch gefälligst zur Vierfüßigkeit zurückkehren. Die Griechen von Trapezunt haben ihre Freiheit und Selbständigkeit verloren gemäß einer Folge von »Gesetzen der Notwendigkeit«. Große Herrscher hätten dem Volk Frieden und Glück gebracht. Ihre gelegentliche Grausamkeit sei gerechtfertigt, denn die Entsittlichung der oberen Klassen kann nur mit harter Hand, mit drakonischen Gesetzen bekämpft und rückgängig gemacht werden. Wenn das nicht geschieht, wenn das Volk entartet, indem man ihm nachgibt, gewinnt der Klerus Macht, und das ist der Tiefpunkt jener Stagnation, an der Byzanz und sein Griechentum zugrundegegangen sind: »Eine ganz natürliche Erscheinung ist es übrigens, daß die weltliche Macht der Priester in dem Grade wächst, in welchem die Sitten und die Kultur der Völker verwildern, und daß folglich die tiefste Erniedrigung des menschlichen Geschlechts jedesmal der Höhepunkt geistlicher Allmacht sei.«

Die Theorie unterlag allerdings Schwankungen. Fallmerayer erkannte die Stärkung des religiösen Empfindens in der Erniedrigung. Er hat die Rolle der griechischen

Orthodoxie zwar kritisiert, aber auch die enge Verbindung von Volks- und Kirchengeschichte durchschaut: Alle Geschichte des Ostens ist Kirchengeschichte. Fallmerayer war ein Mann des Volkes und blieb sich dessen immer bewußt. Er mochte die Gelehrten nicht, wenn sie bei Theorien blieben. Er wandte sich gegen den Kantschüler Treugott Krug und den Hegelschüler Karl Ludwig Michelet. Seine Opposition gegen Hegel hatte sachliche Gründe: Hegel sagte, in den Germanen erfülle sich der Sinn der Geschichte; er tat die Slawen mit der Bemerkung ab, sie hätten historisch keine Bedeutung. Fallmerayer war ein Feind jeden »Systems«, das um einer ersonnenen Theorie willen alles beiseite schob, was in die Theorie nicht hineinpaßte. Doch liegt ein Widerspruch auf der Hand: Er hatte die Baylesche und Voltairesche Konstruktion von den Regeln der historischen Bewegung übernommen, das Ziel der Geschichte sei die Mündigkeit des Menschen, und wie so viele Fürsprecher des Volkes unter den Schriftstellern, Dichtern und Gelehrten jener Jahrzehnte bekämpfte Fallmerayer die biedermeierliche Genügsamkeit und wollte eine Politik der Tat, des »großen Manes«, der die Energien bündelt.

Wenn diese Ansichten richtig sind, fragt man sich, weshalb haben dann die Griechen in ihrer vielhundertjährigen Geschichte der osmanischen Unterdrückung in Kleinasien und Griechenland nur Niederlagen erlitten? In den Aufsätzen über die Mönchsrepublik auf dem Berg Athos berichtet Fallmerayer in klug gestellten Gesprächen mit den ungebildeten und kaum des Lesens kundigen Mönchen, diese hätten Plünderungen und Brände ihrer Klöster den Lateinern zugeschrieben, sogar ein römischer Papst habe sich beteiligt. In Wirklichkeit haben türkische Horden und thrakische Stämme den Heiligen Berg überfallen und beraubt. Die Mönche jener Jahrhunderte waren klug genug, mit dem Sultan ein Einvernehmen zu suchen und sich ihre religiöse und eine halbe politische Freiheit diplomatisch oder mit Geld zu erkaufen.

Die Slawen- und Albaner-Theorie Fallmerayers fand nicht nur Widerspruch bei den Philhellenen in München, sondern auch in Griechenland selbst. Konnte man nicht eine Reihe griechischer Freiheitskämpfer gegen den Halbmond vorzeigen? Gregorovius hat in seiner »Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter« feststellen müssen, daß Fallmerayers radikale Doktrin von der Ausrottung von Volk und Sprache übertrieben war. Auch die These von der Verödung Athens bis auf zweitausend meist albanische Einwohner in den Jahren vor der Befreiung dürfte gefärbt gewesen sein. Im zweiten Band seiner Geschichte von Morea, 1836, hat Fallmerayer feststellen müssen – was in der Geschichte des Kaisertums Trapezunt nur angedeutet war und den festen Kern von Fallmerayers Forschungen darstellte –, daß der byzantinische Osten von der orthodoxen Kirche geprägt sei: Das Griechentum in Kleinasien, auf den Inseln und auf dem Balkan danke sein Überleben der Kirche. Im Gegensatz zu den Orientalen der Kalifenreiche waren die türkischen Osmanen Krieger und Politiker, und das bedeutete, daß Seefahrt, Handel, Wirtschaft und Kultur weitgehend den Griechen überlassen blieben. Selbst im fernen Trabosan hatten Griechen sich halten können; Konstantinopel und Smyrna waren, bis zur selbstverschuldeten Austreibung,² von griechischer Wirtschaft und Sprache bestimmte Städte.

Auf seiner zweiten großen Orientreise, 1840-1842, die auf der Donau begonnen

2 Man hat sehr lamentiert über die Austreibung von zwei Millionen Griechen aus der Türkei im Jahre 1922, wobei Tausende ums Leben kamen. Die Griechen hatten die 1919 zusammengebro-

hatte, war Fallmerayer allein. Er stand ganz im Bann seiner Betrachtungen über Byzanz, den Orient, die Levante. Er erkannte die unüberwindlichen Widersprüche zwischen Byzanz und Rom, lateinischer und griechischer Orthodoxie. Ein Jahr lang lebte er in Konstantinopel und lernte die sogenannte orientalische Frage im Umgang mit Diplomatie und Geistlichkeit kennen. Er unternahm wochenlange Fußreisen durch Anatolien, an den Ufern des Schwarzen Meers und durch Rumelien, wie Thrazien und Makedonien unter den Türken hießen. 1845 erschienen dann die »Fragmente aus dem Orient« in Buchform – eins der großartigsten Werke der deutschen Literatur.

Auf seinen Wanderungen war Fallmerayer auf einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Abend- und Morgenland aufmerksam geworden: Im europäischen Abendland war die Einheit von Religion und Kultur zerbrochen; die Folge davon war das Zeitalter der Revolutionen. Im Osten hingegen bestand diese Einheit weiter und gab dem Komplex der ehemals oströmischen Länder ihr monolithisches Gewicht. Die Orthodoxie verband nicht nur Kleinasien mit dem Balkan, sondern auch mit der Macht der Zukunft, dem despotisch regierten Rußland.

In den Jahren nach der Rückkehr hat Fallmerayer in München Anschluß an die gelehrte Tafelrunde um den Kronprinzen Maximilian gefunden. Eine Tagebuchnotiz vom April 1845 wirft ein Schlaglicht auf diesen Kreis: »In großer Gesellschaft im Kaffee München zu Mittag gespeist und abends von sechseinhalb bis neun Uhr im kleinen Staatsrat beim Kronprinzen Sitzung gehalten: Fürst Wallerstein (Ludwig von Oettingen-Wallerstein), Thiersch, Neumann, Daxenberger saßen mit. Das Verhältnis zwischen Europa und Asien war das Thema. Thiersch proponierte breit und lang, Bekanntes mit falschem Pathos und Leipziger Magister-Geschwätz im Schulmeister-Ton aufzählend. Wallerstein und Fallm. replizierten, Prinz reassumierte mit Geschick. Eis präsentiert.«

Im Februar 1848 wurde Fallmerayer der erledigte Lehrstuhl Görres' angeboten, doch er zögerte, denn auch Wien lockte ihn. Da ereilte ihn das Schicksal. Der liberale Wahlkreis Münchens wählte ihn zu seinem Abgeordneten für die Frankfurter Paulskirche. Fallmerayer war sehr skeptisch, nahm aber an und erfuhr die größte Enttäuschung seines Lebens. Genau das trat ein, was er stets behauptet hatte, daß nicht Theorie, guter Wille und Gelehrsamkeit die Politik bestimmten, sondern die Macht des Apparats und Militärs. Nicht aus Überzeugung, sondern aus einem Gefühl für Treue flüchtete er mit dem Parlament und wurde steckbrieflich gesucht. Damit hingens das kurze Exil in der Schweiz, eine Begnadigung durch den bayerischen König und die vereinsamende Existenz als Privatgelehrter in München zusammen.

Fallmerayer hatte von seinen aufgeklärten Idolen den Gedanken der Revolution übernommen. Er sieht ihre Notwendigkeit ein. Aber zugleich hat er die Erfahrungen der Revolutionen seit 1789 hinter sich und zieht die Lehre, daß nicht die Verfassung

chene Türkei in Kleinasien überfallen und waren bis Ankara vorgedrungen. Dann sammelte Atatürk, ein Genie im Sinn Fallmerayers, die Türken und warf die Griechen ins Meer. Es war ein ungeheurer Verlust für die türkische Wirtschaft und ein Gewinn für Griechenland, nachdem der erste Schock überwunden war: Alle politischen und wirtschaftlichen Führer des heutigen Griechenland stammen aus Kleinasien oder von den Inseln – eine Bestätigung für Fallmerayers Theorie vom Untergang der Griechen in Griechenland.

und das Regierungssystem entscheidend seien, sondern die Änderung des Einzelnen. Die Massen wollen gute und gerechte Könige – aber sich selbst wollen sie nicht ändern: Die sittliche Erneuerung verlangt Maß, Opfer, Verzicht und Beschränkung, und der Historiker Fallmerayer weiß, daß alle Völker, die Griechen, die Byzantiner, die Lateiner und in seiner Zeit die Türken, ihre politische Identität verloren haben, weil die »Kräfte« der Geschichte stärker waren, weil die Massen sich nicht änderten.

Fallmerayers Pessimismus ist nicht – wie bei Schopenhauer – stimmungsmäßig und metaphysisch bedingt. Er ist eine Sache der Einsicht: Die Erfahrung lehrt, daß Edelmut, Glückstreben, Größe und Tugend des Einzelnen nichts nützen, wenn das Ziel und die Bestimmung des geschichtlichen Weges festgelegt sind. Der Sinn des historischen Gesetzes ist unerbittlich, und wenn er formulierbar ist, schlägt er dem Gedanken des Fortschritts ins Gesicht. Bestimmend sind der Gegensatz von Morgen- und Abendland, von lateinischer und griechischer Orthodoxie, von Beharrung im Osten und Dynamik im Westen. Diese Gegensätze, und nur sie, bestimmen die geschichtliche Bewegung.

Diese Überzeugung durchdringt jede Seite des Autors, sie kommt bis in die grammatischen Eigentümlichkeiten zum Ausdruck. Nicht zufällig benützt Fallmerayer den Konjunktiv: »Hätte die christliche Kirche des vierten, fünften und sechsten Jahrhunderts neben dem Spiritualismus des Athanasius auch die rationalistische Weltansicht des Areios [Arius] und sein Homoiousion als freie Kirche neben sich dulden können, wäre der Islam wahrscheinlich nie hervorgetreten.« Der Eventualfall drückt Begehungen, Möglichkeiten, Gerüchte, Verbote und Spekulationen aus: »Seitdem Paskewitsch die trapezuntischen Männer zu Baiburd schmählich überwunden und in die Flucht getrieben, sollten die Weiber für die russischen Glaubensgenossen ihrer Stadt womöglich noch wärmere Gefühle nähren als früher. Das Weib, scheint es, achtet in Trabosan wie allenthalben nur das Heldenmütige und Mannhafte oder folgt, wie Petronius meint, allzeit dem Stärkeren.«

Selbst die Vorgänge des Alltags werden durch das Umsetzen in Irrealis und Potentialis und die Benützung der indirekten Rede zu Beispielen von dramatischer Energie. Fallmerayers Ironie entlarvt die Menschen, ob es einfache Mönche oder Männer von Rang sind. Man staunt, wie in seinem Munde ein läppischer Vorfall zum Porträt einer fremden Welt wird, wo die Spielregeln des Menschlichen gelten wie überall. Mönche des Athos besuchen den Ankömmling in seinem Quartier: »Sie hätten gehört, es seien »Franken in Mütze« in die Grotte gekommen, und sie wollten sich höflich über³ die Mangelhaftigkeit des ersten Empfanges entschuldigen, es habe da ein Irrtum obgewaltet, man habe Befehle erteilt. daß es uns an nichts gebrechen solle, was ihre geringe Gelegenheit und arme Behausung zu bieten vermöge, und sie kämen jetzt, Willkomm zu sagen und den Abend in Gesellschaft und Gesprächen mit uns zu verbringen. – Voll Schrecken über dies mönchische Programm standen wir vom Lager auf und erwiderten den Gruß und versicherten die heiligen Väter, daß es uns an nichts gebreche, man habe uns ja wohnlich untergebracht und kräftig bewirtet, und ihre Heiligkeiten möchten nur die unvollkommene Toilette entschuldigen, in welcher wir so vornehmen Besuch empfangen; wir hätten es uns aus Mattigkeit und gänzlicher Erschöpfung bezeiten bequem gemacht. Die von der geistlichen und ideenlosen

3 Dies »über« ist einer der seltenen Provinzialismen der Fallmerayerschen Sprache.

Langeweile ihres Einödlebens gepeinigten Erzpriester wollten aber auf das (vermeintliche) Vergnügen, sich mit einem von weither kommenden Fremdling zu unterhalten, nicht so leichten Kaufes verzichten, ließen sich an den Wandkissen in der Reihe nieder und eröffneten ohne alle Barmherzigkeit den Dialog.«

Fallmerayers journalistische Begabung kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß er entschlossen ist, sein eigenes Bild den herkömmlichen Vorstellungen entgegenzusetzen. Er spielt auf kürzlich erschienene Bücher an, auf die Polemik von Philhellenen wie Friedrich Thiersch und die »Ultramontanen« wie Johann Nepomuk Ringseis; die Beziehung zur Gegenwart Süddeutschlands bleibt gewahrt, auch wo er Reisebilder aus Anatolien entwirft. Auf der andern Seite will Fallmerayer kein Wissenschaftler sein. Sein polemisches Temperament entzieht sich solcher Einordnung. Er sah sich als Kämpfer für Ideen und Entdeckungen; deshalb widersprach er der offiziellen Philologie und Geschichtslehre. Fallmerayer fühlte sich – würden wir heute sagen – als Kulturkritiker und Politiker. Sein Interesse war politisch-historisch. Deshalb kehrte er, trotz seiner Enttäuschungen mit der Presse, immer wieder zum Journalismus zurück. Neben der »Augsburger Allgemeinen« schrieb er für Kolatscheks »Deutsche Monatsschrift für Politik«, die »Gegenwart«, die »Münchener Neuesten Nachrichten«, die Wiener »Donau« und andere Blätter. Seine beruflichen Hoffnungen gingen nicht mehr auf eine Professur, sondern eine diplomatische Stellung in Wien. Die Monate in jenem militärischen Stab in Frankreich, in der Gesellschaft Ostermanns in Genf und beim österreichischen Gesandten in Konstantinopel waren die schönsten seines Lebens.

Fallmerayer hat das Interesse der deutschen Leser an orientalischen Ländern und Verhältnissen gekannt und klug genährt. Man erfuhr, mit wem er sprach, wie und wo er schlief, was er aß und trank. Nach Art guter Journalisten ließ er Sympathie oder Antipathie kaum zu Wort kommen, so daß wir über die Türken einmal nur das Beste, dann wieder nur das Schlechteste hören – je nachdem, wie er Personen oder Verhältnisse vorgefunden hatte. In Deutschland war das historische Verständnis seit der Romantik gewachsen; außerdem konnte Fallmerayer die Kenntnis antiker Autoren, der Bibel und der Kirchenväter voraussetzen. Er spielt freilich nie den Gebildeten oder gar den Snob. Den Gradmesser findet man am ehesten in der Begabung des Berichterstatters. Das Neue, Anregende und Unbekannte wird plausibel gemacht, so daß der Zeitungsleser hinter dem warmen Ofen ebenso auf seine Kosten kommt wie die nach Ideen hungernde Jugend in der Enge des biedermeierlich beschränkten deutschen Alltags jener Jahre. Die Anfänge der Fragmente betonen die Anknüpfung an den Alltag, die Frage nach dem Allgemein-Menschlichen: »Gar zu gerne möchte vielleicht der intelligente Europäer wissen, wie eigentlich der Mensch im idyllischen Kolchis lebt; wie man in Trapezus verwalte, Steuer nehme und Gerechtigkeit pflege; wer den Boden besitze; welche Nahrungsmittel die Erde freiwillig gebe und welche ihr Arbeit und Industrie entlocken; ob der Mensch im schönen Trapezunt überhaupt glücklicher als unter anderen Himmelsstrichen sei oder ob er die gleiche Summe von Qual und Sorge und täglicher Bedrängnisse zu erdulden habe wie sein Schicksalsgenosse im Okzident; insbesondere ob man dort auch wider die Landplage des Pauperismus, der proletarischen Übervölkerung, des zum Atom parzellierten Eigentums, der spekulierenden Andacht zu kämpfen habe . . .«

Aber so freundlich Fallmerayer die Fragen des Europäers formuliert, er läßt spüren,

daß es die Fragen von Toren sind, daß sie zu stellen entgegengesetzte Antworten provoziert – denn der Orient ist die Gegenwelt des Okzidents. Fallmerayer genießt die Befremdung, das Staunen und Kopfschütteln seiner deutschen Leser. Er wird nicht müde, das Unglaubliche, Krasse und Primitive auf der einen und das Paradiesisch-Traumhafte, Einsame und Schöne auf der andern Seite zu schildern. Und hier löst er sich vom Journalismus: »Die gelbe Azalea pontica und das Purpur-Rhododendron erfüllten, obwohl verblüht, die Luft mit Wohlgeruch und bildeten mitten unter den schlanken, glattrindigen, hochstämmigen Riesen des Waldes zugleich ein mächtig wucherndes und undurchdringliches Unterholz von Lieblichkeit, voll Duft und Farbenschmelz. Hier ist der Gartenschmuck der Natur noch unverwüstet . . .«

Fallmerayer blieb im Zeitalter der Hegelschen und Rankeschen Schulen ein Einzelgänger. Wie Nietzsche ließ er die Zunft der Professoren hinter sich und betrachtete die ästhetische Form seiner Fragmente als Zeugnisse des Sieges über die Leiden der Schwermut und Einsamkeit. Was als bloße stilistische Manier und hochfahrendes Besserwissen erscheint, ist in Wirklichkeit der Ausdruck eines Menschen, der seinen religiösen Glauben, seine Heimat und seine Hoffnungen aufgegeben und verloren hatte und ein Traumreich als Gegenbild aufrichtete. Aus dem Leiden an der Gegenwart, an Monarchie und Klerus, an geistiger und sittlicher Unfreiheit und spießbürgerlicher Beschränktheit in deutschen Landen kam die Vision eines altneuen »ewigen« Byzanz, wo das Leben nach den Gesetzen politischer Macht und entsprechend dem Genius des Ortes verlaufen war und auch in Zukunft verlaufen würde – wenn man sich nur darauf besann.

Fallmerayer, der Zeitgenosse Grillparzers und Sealsfields, steht für den deutschen Süden, nicht für Österreich, sondern für Tirol und Bayern. Indem er deren angeborenem Katholizismus widerspricht, gehört er zu den Antiklerikalen, die es nur in Ländern katholischen Glaubens gibt. Diese Haltung führte ihn zur französischen Aufklärung, ließ ihn die Rolle der Kirche kritisieren und die Kraft der Orthodoxie von Byzanz sowohl bewundern wie verdammern. Heimatlos durchstreifte er Europa und das vordere Asien, die Provinzen des ehemaligen oströmischen Reiches, und beschrieb das Wesen der Theokratie. Das östliche Rom hat das westliche tausend Jahre überlebt. In gewaltigen, adlerhaften Schwüngen erfaßte Fallmerayers Blick Gesetze: Erstarrung des Geistes, wo Priester herrschen, Durchtränkung des Bodens mit dem Geist dieser Herrschaft, so daß muslimische Türken seine Fürsprecher und Opfer werden.

Aus Kairo schrieb Fallmerayer 1851 einen Aufsatz über die Mission des Islam, der heute prophetisch wirkt. Europa solle sich nicht einbilden, der Islam sei tot, habe keine Erfolge und werde dem Gesetz der Erstarrung verfallen. In Schwarzafrika hätten die Araber seit Jahrhunderten missionarische Erfolge erzielt und es sei vorauszusehen, daß der Islam diesen Erdteil gewinne. Er konnte nicht ahnen, daß wenige Jahre später die europäischen Kolonisatoren ihr Christentum nach Afrika bringen würden, allerdings in der für Europa konstitutiv gewordenen Zersplitterung durch die verschiedenen Kirchen und Sekten. Man dürfe nicht übersehen, daß Mekka das Heilige Grab und der Bosphorus den Sitz des Imperators und das militärische Hauptquartier hätten. Im Orient aber mache das Dogma und nicht irgendeine Zufälligkeit die Nation: »Und solange in einem Volke das Dogma lebendig ist, widersteht es jeder wesentlichen Veränderung seiner politischen und geistigen

Zustände mit unbesiegbarer Hartnäckigkeit. Eine Revolution im vollen und furchtbaren Sinn hat von jeher nur die Kirche als Hinterlage des geistigen Lebens der Nationen hervorzubringen die Kraft gehabt.« Das religiöse Kraftzentrum der Länder Arabiens, Syriens, Mesopotamiens und Afrikas sei Kairo mit seiner islamischen Gelehrtenschule mit doppelt soviel Studenten wie München und Berlin zusammen. Hinter Kairo stehe das rätselhafte Ägypten, das älteste Kulturland und erste historische Machtzentrum der Erde, am Kreuzweg dreier Weltteile und aller Rassen, die Urwiege jeder Gottesgelehrtheit. Und dann kommt wieder der politische Panthersprung, der Griff der Russen nach Konstantinopel und dem Vorderen Orient. Daraus entstünden unübersehbare Gefahren für Europa, dessen Führer sich, gegen Fühlen und Willen ihrer Völker, bereits den Zaren an die Brust geworfen hätten.

Wien und München suchten sich die politische Potenz Fallmerayers zunutze zu machen. Den König Maximilian hat er in entscheidenden Fragen beraten: Solle sich Bayern an den Norden oder den Süden, an den Deutschen Bund oder Österreich halten? Fallmerayer, der Tiroler, weiß überzeugende Gründe zu nennen, weshalb Bayern seine Freiheit möglichst wahren solle. Zwar seien Österreicher und Bayern aus gleichem Stamm, aber Österreich habe ein Weltimperium errichtet und Bayern sei immer enger auf sein Stammgebiet beschränkt worden. Österreich ist jahrhundertlang der Damm gegen die Osmanen gewesen. Soll es jetzt die Wacht gegen Rußland übernehmen? 1848 war Österreich allerdings mit Hilfe der Russen vor der Revolution gerettet worden, was Fallmerayer sehr irritierte. Seine Blicke richteten sich auf Ungarn. In Briefen an Konstantin von Höfler hoffte er, in einem republikanischen Deutschland werde sich der Gegensatz Österreich–Bayern lösen; die tragischen Zerwürfnisse der Wittelsbacher und Habsburger seien nicht politisch, sondern dynastisch bedingt gewesen. Auch hier fallen natürlich Hiebe ab gegen die »polizeiliche Frömmigkeit«.

Fallmerayers letztes Jahrzehnt stand unter den Beschwerden des Alters. Er litt unter Gicht, Bronchitis und Katarrhen. Er konnte zwar Badereisen machen, kam nach Wien, traf Schelling in Berlin und bereiste das Rheintal. Aber der Traum einer weiteren Orientreise, die in den Kaukasus hätte führen sollen, ließ sich nicht verwirklichen. Auch das neue Griechenland, dem er so mißtrauisch entgegengesehen hatte, sollte er nicht mehr betreten. Er tröstete sich mit der Lektüre lateinischer und griechischer Klassiker. Melancholische Betrachtungen über das Fragmentarische seiner Werke verdüsterten die Stimmung seiner letzten Jahre in München. Am 21. April 1861 notierte er in seinem Tagebuch: »Herrliche Zeit, keine Wolke. Thermometer um sechs Uhr früh quasi unter Null wie gestern, aber doch kein Reif. Vergnügt aufgestanden und mit gutem Appetit Kaffee getrunken, doch nur *ein* Milchbrötchen verzehrt; gegen Mittag wieder etwas unwohl und statt zum Essen in das Bett gegangen; nach drei Uhr angekleidet, Besuch empfangen und eine kleine Promenade zur Eisenbahn gemacht; ganz erschöpft heim und abends vor 7 Uhr eine zweite Ohnmacht zum Umsinken mit kurzer Bewußtlosigkeit; nach einer kräftigen Fleischsuppe wieder alles gut, doch im Bett geblieben und quasi die ganze Nacht gut und kräftig geschlafen. Die Ohnmachten kommen jedesmal nach einem Studium oder auch unmittelbar auf das auch nur flüchtige Lesen eines Buches, besonders der Allgemeinen Zeitung. Bin zum absoluten Nichtstun verdammt . . .« Vier Tage darauf, nach einem Abend mit Freunden, ist Fallmerayer gestorben.